

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Band: 35 (1931-1932)
Heft: 17

Artikel: Nach Amerika
Autor: Frei, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-670043>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

manch schönen Tagen auch den schneebedeckten Gipfel des gewaltigen 3700 Meter hohen Ratschgar Dag.

Trapezunt hat eine Einwohnerzahl von zirka 60 000, außer Türken hauptsächlich Griechen, Armenier und Perfer. Vor Jahrzehnten war es noch Hauptstapel- und Expeditionsplatz für den Handel zwischen Europa und Vorderasien. Die Vernachlässigung der Verkehrsverhältnisse durch die Türken ließen es seither an Bedeutung gewaltig verlieren. Die Karawanenzüge, die

allein den Verkehr zwischen dem armenischen Hochland und Nordpersien vermitteln, können mit der transkaukasischen Bahn von Batum nach Baku nicht mehr konkurrieren. Immer mehr ziehen so die Russen den Transitverkehr von und nach Persien an sich. Die seit Jahren schon geplante Eisenbahnlinie nach Erzerum wird bei der türkischen Beschaulichkeit noch lange auf sich warten lassen und die Ruhe der Stadt vorerst sicher nicht stören. Dr. A. H.



Trapezunt. In den Schluchten des Bos-Lepé.

Phot: Dr. Herrlich, München.

Nach Amerika.

Von Otto Frei.

Nun waren wir also doch unser sieben: mein älterer Bruder Jakob und ich, Nachbars Gust (der an diesem Morgen sein grünes Hütchen genau so schief wie sonst auf dem Kopf sitzen hatte), dazu drei Bettern aus dem Oberdorf und

Bert Sieber, der Fahrknecht vom Schachen herüber: Alles muntere, etwas klozige und früh aufgeschossene Burschen so um die Zwanzig herum. Zusammen mit ein paar Angehörigen, die uns zur Bahnstation begleiteten, marschierten

wir durch den klirrend kalten Wintermorgen zum Dorf hinaus: ein recht ansehnliches, buntfarbiges Wandertrüpplein, für das die furchige Gasse von einem Bretterzaun zum andern gerade breit genug war. So schoben wir uns voran, fast ruckweise und wie eine Koppel Schafe so eng zusammengehuscht. Wir waren alle seltsam zugeknöpft, so daß kaum alle hundert Schritte ein Wort fiel, und unsere schweren, zweireihig genagelten Schuhe klapperten lärmend über die frischgekiesete, hartgefrorene Straße.

„Harter Boden“, lächelte ich bitter. „Was Wunder, daß er kein Brot mehr für uns hat!“

Jedem knisterte eine Fahrkarte „Basel-New-York“ in der innern Mitteltasche, und ums rechte Bein baumelte jedem ein vollgestoßenes, weitbauchiges, aber dennoch viel zu kleines Köfferchen.

Zwischen Jakob und mir, auf der Straßenmitte, ging unser Vater. Er stapfte tapfer voran, wie es schien, und blieb doch immer um eine halbe Schrittlänge hinter uns zurück, wie einer, der sich bei jedem weiteren Schritt wieder Gewalt antun muß.

Sicherlich, dieser Gang kam ihn hart an. Mit der Linken fuhr er sich hin und wieder in den grauen Zipfelbart, wie er immer tat, wenn ihm etwas wider den Strich lief. Mit der Rechten hielt er einen starken Stock umfaßt — seinen Stock, den er nie mehr aus der Faust ließ, seit ihm damals in der Schmiede die schwere Eisenkate über den Fuß gekollert war.

Vor dem duckmäuserischen Dorfbahnhöfchen knäuelte sich der ganze Trupp unter einer niedrigen Gaslaterne zusammen. Nun, da der Abschied immer näher rückte, hatte man sich wieder einigermaßen in der Gewalt, man plauderte hin und her, und Nachbars Gust bot sogar einen arglosen Scherz herum. Freilich, das Gelächter, das sich darüber erhob, klang wie aus einer zersprungenen Glocke und erstickte auch sogleich wieder an sich selbst.

Plötzlich zupfte der Vater meinen Bruder und mich am Ärmel und führte uns ein paar Schritte abseits. Er hatte sich auf dem Herweg wohl noch ein besonders gewichtiges letztes Wort für uns ausgedacht, und das brannte ihn nun auf der Seele.

Aber seltsam, wie wir ihm von Angesicht zu Angesicht gegenüberstanden, war er mit einemmal wie umgewandelt, er schluckte an einem fort, wie ich es an diesem knorrigen Mann noch nie

gesehen hatte, und brachte keine Silbe aus sich hervor. Er stand da, holte ein paarmal unständlich zum Reden aus und sah uns zuletzt hilflos und fragend an, ob vielleicht einer von uns das richtige Wort fände.

Aber — keiner tat den Mund auf.

Da ließ der Vater seinen härtigen Kopf schwer vornüberhängen und bohrte dazu seinen Stock so gewaltig in den gefrorenen Boden, daß die Spitze im spröden Kies laut aufknirschte.

Und nun geschah's. Mein Blick wanderte langsam am Stock empor und blieb zuletzt oben auf Vaters grober Schmiedef Faust hasten — wie auf einer großen Kostbarkeit, die man lange Jahre hindurch mißkannt hat, und dann eines Tages plötzlich in ihrem ganzen Wert und Glanz entdeckt. Ich sah, wie sich diese schwere und lederhäutige Faust krampfhaft um den Stockgriff krallte, noch immer strotzend vor Kraft. Ich spürte deutlich die Härte ihrer Schwielen und die Rauhe ihrer vielen Narben über den ganzen breiten Handrücken. Und wenn ich näher hinsah — wahrhaftig, hatte ich diese Faust überhaupt schon je gesehen, wirklich und mit ähnlichen Augen wie heute gesehen?

Nun sprudelte plötzlich die Erinnerung wie ein lang verschütteter Brunnen in mir empor.

Wie war das doch damals? — Eines Tages, ich konnte noch nicht auf vier zählen, stahl ich mich hinter dem Rücken der Mutter aus der Stube und lief zum Vater in die Schmiede hinter. Als ich in den Türrahmen trat, Welch ein Anblick! Die Werkstatt hing voll dicker schwarzer Rauchwolken. Neben an auf der Esse schlug eine weiße Flamme wie aus einem Nest glühender Kohlen ins Kamin empor. Und mitten im Raum vor dem Amboß stand der Vater, hielt mit der Linken einen weißglühenden Eisenstab vor sich hin und schwang mit der Rechten den Hammer, daß der Amboß wie eine Glocke hell aufklang. Jedesmal, wenn sein Arm zu einem neuen Schlag ausholte, sah ich, wie seine Faust sich immer knorriger um den schwarzen Hammerstiel krallte, und jedesmal, wenn der Hammer wieder auf den Amboß niederfuhr, zischte ein Sprühregen von tausend kleinen feinen Sternchen wie ein Raketenwunder ringsum in das Dunkel der Werkstatt. Ich stand lange unbeweglich da und blickte immer wieder auf Vaters emporfahrende Faust, die in all dem Rauch und Geslackter selbst wie ein mächtiger lebendiger Hammer ausah. Dabei wehte mich ein wunderbares Gefühl der Sicherheit und Ge-

borgenheit an, ich spürte ein seltsames Keimen und Blühen in mir, das Aufbrechen des ersten großen Stolzes in meinem Leben, und ich dachte: „Ein Bub, dessen Vater eine so gewaltige Faust machen kann, braucht um nichts hange zu sein.“ — Dann stahl ich mich, leiser als ich gekommen war, auf den Fußspitzen wieder davon.

Später einmal, an einem kirchenstillen Sonntagmorgen, saß der Vater hemdärmelig in der Stube auf dem Kanapee. Er drückte seine alte Gitarre mit den mehrfach zusammengeknüpften Saiten gegen die Brust, spielte auf und sumimte ein Lied vor sich hin. Manchmal beugte er sich in der Andacht des Spiels ein wenig vor, und dann flog sein langer Bart jedesmal wie eine kleine dunkle Wolke tief auf die Saiten nieder, knisterte leise auf und schwang und zitterte in der Bewegung der Saiten sachte mit. Ich lehnte an Vaters Knien und staunte mit großen Augen zu ihm auf. Seine rechte Hand, noch halb zur Faust geballt, griff zum Verwundern sicher und zart in die Vielfalt der Saiten. Seltsam. Es war doch dieselbe schwere, lederhäutige und schwielige Faust, die sonst das Eisen bog und den Hammer schwang! Nun hatte sie Sonntag, und wahrhaftig, sie zupfte aus dem Herzen des alten Instrumentes die reinsten und lieblichsten Akkorde hervor. — Von diesem Tage an wurde mir Vaters Faust zum großen Lebensrätsel. Diese liebe, seltsame und wunderbare Faust, die so rauh und flobig dreinfahren und im gleichen Augenblick doch auch wieder so fein schwingen und so zart zittern konnte!

Aber sie konnte noch mehr als das. Eines Tages, ich hatte unterdessen bereits ein Paar Hosen auf der Schulbank durchgefressen, eines Tages brachte ich aus der Schule ein Brieflein mit nach Hause. Ich wußte, daß es so etwas wie eine Klageschrift der Lehrerin an meine Eltern war, denn ich hatte diesen Morgen in der Schule ein böses Bubenstück verübt. Wie ich nun in den Hausgang trat, war mir, unser Haus duftete und rieche aus allen Winkeln und Ecken nach Strenge und Gerechtigkeit. Es war jene seltsame säuerliche Luft, die mir immer in die Nase stieg, wenn ich etwas verbrochen und Strafe dafür zu erwarten hatte. Der Vater kam mir im Stiegenhaus entgegen. Ich hielt ihm das Brieflein hin und krallte mich, während er es las und dabei die Stirn immer furchiger und dunkler zusammenzog, mit beiden Händen an der Treppenlehne fest. Einen Augen-

blick lang war mir, seine rechte Hand hatte sich immer enger und härter zu einer knorrigen Faust zusammen, und ich erbleichte darob bis hinter die Ohren. Aber er achtete nicht drauf, sondern schleppte mich mit sich die Treppe hinunter bis vor die Kellertüre. Dort lehnte ein alter Reifigbesen in einer Ecke, ich wußte es, denn ich hatte ihn hundertmal dalehnen sehen, und nun sah ich alles kommen. Der Vater griff, schauerlich gelassen, nach dem Besenstiel, legte mich über sein linkes Knie und . . . nein, er hieb nicht auf mich los. Es war ihm aufgefallen, daß ich mit zurückgewandtem Kopf auch jetzt noch starr auf seine geballte Faust sah, nicht auf den Marterstecken darin und nicht in sein zornverzerrtes Gesicht, sondern einzig auf seine Faust, die sich wie eine Zange um den Besenstiel klemmte und vor lauter Zupressen ganz weiß geworden war. Da ließ er mich los, riß aber sogleich die Kellertür auf, ich spürte einen gewaltigen Fauststoß im Rücken und lag auch schon hinter Schloß und Riegel im schwärzesten Dunkel. Nun hatte ich Zeit zum Nachsinnen. Aber seltsam, alles war schon wieder wie ver-raucht und vergessen — alles bis auf den jähen Fauststoß in meinen Rücken. Zwar, er schmerzte mich nicht, aber ich griff doch immer wieder nach der Stelle, wo Vaters Faust mich wie ein harter Knüppel getroffen hatte, und mir war, als ob diese Stelle nun auf ewige Zeiten hinaus mit einem unaustilgbaren Mal gezeichnet bleiben mußte. Diese Furcht wuchs mit jeder Stunde unheimlicher an, und sie ging hernach noch tagelang wie ein Gespenst mit mir herum.

Freilich, es kamen ja auch wieder andere Zeiten. Und eines Morgens, es war in meinem zwölften Jahr, stand ich reisefertig in der Stube und machte mich daran, von meinen Eltern und meinen sieben älteren Geschwistern Abschied zu nehmen. Nun sollte ich in die Stadt auf die Lateinschule. Aber ich lehnte noch unschlüssig am Tisch und wartete auf etwas. Da schritt der Vater gegen den eichenen Schrank in der Stuhenecke. Im Dahingehen klaubte er einen Schlüssel aus der hinteren Hosentasche hervor. Nun girrte die Schranktür leise auf und quiekte ein wenig. Dann vernahm ich das heifere Knirschen eines zweiten Schlüsselchens, dann das langsame Rückschieben einer kleinen Schublade und bald hernach ein seltsames, meinem Ohr ganz und gar ungewohntes Rascheln und Knistern . . . Banknoten! — Der Vater trat wieder an den Tisch, zählte ein ganzes Bündelchen dieser blauen

Wunderpapiere andächtig vor mich hin und fragte, indem er seine rechte Hand wie von ungefähr dicht neben das Notenhäuflein legte: „Reicht das für ein halbes Jahr?“ — Da war sie also wieder, diese Faust, knochig und wuchtig und mit einer Haut wie von dunklem Leder, in das der ewige Werktag zahllose Schrammen und Risse gefeilt hatte. Diese Faust, die von nichts als von Arbeit und Mühe und kaum von einem kurzen Feierabend wußte, die bei lebenslangem Brotdienst nicht einen Heller unredlichen Lohnes eingestrichen und trotzdem mit der Zeit einen recht hübschen Wohlstand erworbt hatte... Ich griff wie verstört nach den paar Bankscheinen, ohne sie nachzuzählen, wie mit schlechtem Gewissen, und antwortete erst jetzt, aber mit einer sonderbaren Hast in der Stimme: „Ja, es reicht schon.“ Und ich weiß, auch wenn es nur halb so viel gewesen wäre, ich hätte auch dann mit keiner Wimper gezuckt, sondern rasch zugegriffen und schein geantwortet: „Ja, Vater — es reicht schon.“

*

In diesem Augenblick hackte ein schriller Pfiff wie ein scharfschneidiges Messer in den Faden meiner Erinnerung. Das Gewebe zerriß, ich schrak empor und merkte erst jetzt wieder, wo ich eigentlich war. Richtig, der Zug bog oben um den Bahndamm und pufete mit viel Rauch und Geräusch in die Station.

Nun bekam der Trupp unter der niedrigen Gaslaterne mit einemmal wieder Leben in die Arme und Füße. Es ging an ein Händeschütteln und Glückwünschen, und man sah: die paar Auswanderer, die nun langsam und fröstelnd dem Bahngleise zuschritten, rissen sich nicht nur von den Händen los, die sie nochmals so kräftig schüttelten, sie trennten sich unter Schmerzen auch von der Luft ab, die sie noch einatmeten, und von dem geliebten Fleck Erde, auf dem sie standen.

Der Vater kam mit Jakob und mir bis an den Wagentritt. Dort tat er alles, was er in diesem bitteren Augenblick noch über sich brachte: er streckte uns beiden nochmals seine knorrige Rechte hin. Als ich seine Hand in der meinen fühlte, wagte ich nicht, frei aufzublicken; mir war, als ob ich da meine ganze Jugend und Vergangenheit und zugleich mein reichstes und schönstes Erbe in der geschlossenen zitternden Hand hielt. Mein Erbe... Gut, so wollte ich es denn, als das kostbarste des Lebens, ganz und unangetastet mit in die neue Welt hinübernehmen!

Als wir kurz darauf aus dem Abteilfenster blickten, lag der Platz vor dem Bahnhofen still und leer. Diese lieben, bekümmerten Menschen! Sie hatten sich, ohne die Abfahrt des Zuges abzuwarten, durch Nebel und Wind unvermerkt davongemacht.

An die Entfernte.

Diese Rose pflück ich hier
In der fremden Ferne;
Liebes Mädchen, dir, ach dir
Brächt ich sie so gerne!

Doch bis ich zu dir mag ziehn
Viele weite Meilen,
Ist die Rose längst dahin,
Denn die Rosen eilen.

Nie soll weiter sich ins Land
Lieb von Liebe wagen,
Als sich blühend in der Hand
Läßt die Rose fragen;

Oder als die Nachtigall
Halme bringt zum Neste,
Oder als ihr süßer Schall
Wandert mit dem Weste.

Nikolaus Lenau.

Die Wolke.

Von Robert Reinick.

An einem heißen Sommermorgen stieg ein kleines Wölkchen aus dem Meere auf und zog leicht und freudig, wie ein blühendes, spielendes Kind, durch den blauen Himmel und über das weite Land, das nach langer Dürre verbrannt und traurig dalag.

Wie die kleine Wolke so dahinschwamm, sah sie

unten die armen Menschen im Schweiß ihres Angesichtes sorgenvoll arbeiten und sich abmühen, während sie doch selbst von Sorge nichts wußte und vom leichten Morgenhauch einer reinen Luft ganz von selbst fortgetrieben ward.

„Ach“, sprach sie da, „könnte ich doch für die guten armen Menschen da unten etwas tun,